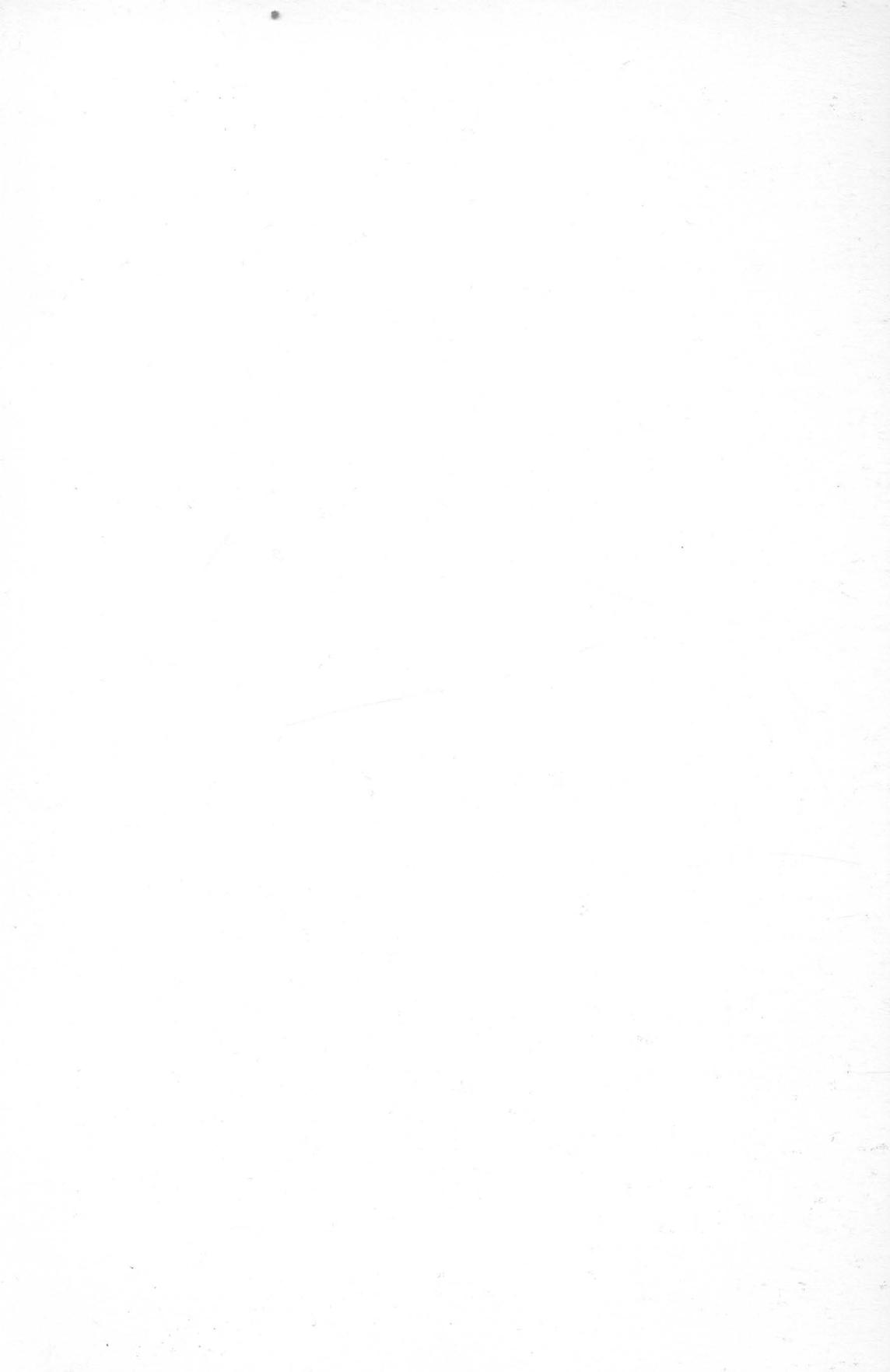


XXIX

studia  
germanica  
posnaniensia

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu



29.2003

cd. 429044 II

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

HO 1000

82054

# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA XXIX

Herausgeber des Jahrbuchs

**ANDRZEJ Z. BZDEGA**, **STEFAN H. KASZYŃSKI**, **HUBERT ORŁOWSKI**

## PROBLEME DER LITERARISCHEN ÜBERSETZUNG

Herausgegeben von

**Maria Krysztofiak-Kaszyńska**



POZNAŃ 2003

**Komitet Naukowy / Wissenschaftlicher Beirat:**

Prof. dr hab. Józef Darski (UAM)  
Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger  
(Institut für deutsche Sprache, Mannheim)  
Prof. Dr. Hubertus Fischer (Universität Hannover)  
Prof. dr hab. Czesław Karolak (UAM)  
Prof. dr hab. Stefan H. Kaszyński (UAM)  
Dr hab. prof. UAM Gabriela Koniuszaniec (UAM)  
Prof. dr hab. Maria Krysztofiak-Kaszyńska (UAM)  
Dr hab. prof. UAM Kazimiera Myczko (UAM)  
Prof. dr hab. Hubert Orłowski (UAM)  
Prof. dr hab. Jan Papiór (UAM)  
Prof. Dr. Brigitte Schultze (Universität Mainz)  
Prof. Dr. Heinz Vater (Universität zu Köln)  
Prof. Dr. Karl Wagner (Universität Zürich)

Recenzent: prof. dr hab. Krzysztof A. Kuczyński

Opracowanie redakcyjne: Dr. Gero Lietz

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 2003

*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

429044 II / 29: 2003

Projekt okładki: Ewa Wąsowska

Redaktor techniczny: Elżbieta Rygielska

ISBN 83-232-1342-9

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIwersytetu IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNAŃU  
UL. NOWOWIEJSKIEGO 55, 61-734 POZNAŃ, TEL. (061) 829 39 85, FAX (061) 829 39 80  
<http://main.amu.edu.pl/~press> e-mail: [press@amu.edu.pl](mailto:press@amu.edu.pl)

Wydanie I. Nakład 400 egz. Ark. wyd. 18,00. Ark. druk. 13,25  
Podpisano do druku w grudniu 2003 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. WIENIAWSKIEGO 1

## INHALT

Vorwort .....	3
---------------	---

### Theoretische Grundlagen

Stefan H. K a s z y ń s k i (Poznań): Vom Übersetzen der Weltbilder. Essay über die Rolle der literarischen Übersetzer im europäischen Gedankenaustausch .....	7
Hans J. V e r m e e r (Heidelberg): Die sieben Grade einer Translationstheorie .....	19
Krzysztof L i p i ń s k i (Kraków): Sieben Mythen der Übersetzungswissenschaft .....	39
Radegundis S t o l z e (Darmstadt): Wandlungen im übersetzerischen Selbstbild als Reflex der Strategie .....	59
Mary S n e l l - H o r n b y (Wien): Translationskultur und Politik. Wege und Irrwege der Kommunikation .....	79
Brigitte S c h u l t z e (Mainz): KulturPoetik als Verstehensproblem und als Herausforderung für Übersetzer: Das Beispiel „ZGODA“ .....	95
Michaela W o l f (Graz): Übersetzer/Innen – verfangen im sozialen Netzwerk? Zu gesellschaftlichen Implikationen des Übersetzens .....	105

### Fallstudien

Zdzisław W a w r z y n i a k (Rzeszów): Unterschiedliche Übersetzungen desselben Originals .....	123
Katarzyna D z i k o w s k a (Poznań): Im Schatten Luthers? Probleme der Übersetzung religiöser Dichtung am Beispiel der Betrachtung <i>Matka</i> von Karol Wojtyła in der deutschen Übertragung Karl Dedecius' .....	129
Tomasz R a j e w i c z (Poznań): Nietzsches Philosophie in polnischen Übersetzungen. Am Beispiel von Zarathustras Rede <i>Von den drei Verwandlungen</i> .....	143
Katarzyna L u k a s (Poznań): Wie Reales zum Irrealen wird. Deutsche Übersetzungen des Sonetts <i>Bajdary</i> von Adam Mickiewicz .....	153
Ewa T e o d o r o w i c z - H e l m a n (Stockholm): Die Rolle der Illustration bei der Interpretation übersetzter Kinder- und Jugendliteratur. Am Beispiel der polnischen Übersetzungen von Selma Lagerlöfs <i>Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen</i> .....	177

### Wertungsprobleme

Maria Krysztofiak (Poznań): Übersetzungskritik im Spannungsfeld der Literaturkritik ....	195
--	-----



HANS J. VERMEER

Heidelberg

## DIE SIEBEN GRADE EINER TRANSLATIONSTHEORIE

Die folgenden kurzen Ausführungen sollen die Entwicklung von Translations-theorien vorab im deutschsprachigen Raum skizzieren. Dabei gerät die Darstellung zugleich zu einer fast autobiographischen Geschichte. Im Vergleich zur inzwischen ungeheuer großen Menge an Literatur (allein für den spanischen Raum stellte Santoyo bereits 1996 eine Bibliographie von 534 Seiten [ohne die Indizes] zusammen) scheint sich mir echter Fortschritt in zahllosen Windungen nur langsam hochzuschrauben. Die Anthologie von García (1996) aus dem gleichen Jahr bringt auf 623 Seiten Texte zur historischen Entwicklung von Translationstheorien, dankenswerterweise auch von etlichen auf diesem Gebiet wenig(er) bekannten Praktiker-Autoren; auch hier lässt sich der wissenschaftliche Fortschritt grammweise abmessen. Gerade Anthologien (vgl. auch Robinson 1997; Venuti 2000a [mit Texten ab 1918]), jedoch auch die nicht enden wollende Aufzählung von Fallbeispielen zeigen, dass eben viel Raum für den (*in puncto* Anthologien dem historisch interessierten Fachmann wie Laien durchaus willkommenen) Rückblick besteht (vgl. jetzt Delisle + Lafond 2002 zur Geschichte der Translation). Möge die Bedächtigkeit des Fortschritts in Wirklichkeit Bedachtsamkeit bedeuten!

### 1. Die Praxis: Das Erdgeschoss

Als ich Anfang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts mein Studium am Institut für Übersetzen und Dolmetschen der Universität Heidelberg begann und selbst noch etwa zehn Jahre später, meinte jemand, eine Translationswissenschaft könne und werde es nicht geben – für einen renommierten Sprachwissenschaftler, der diese Behauptung aufstellte, eine, wie sich später herausstellen sollte, die Ent-

wicklung stark verzögernde gewagte Prognose. Heute noch gibt es (auch dort) Kollegen, die von der Bezeichnung „Translationswissenschaft“ und einer eigenständigen Disziplin, die diesen Namen verdient, wenig wissen wollen. Damals sprach man natürlich nur von Übersetzen und Dolmetschen. Der Terminus „Translation“ wurde zwar 1963 von Otto Kade (Leipzig) vorgeschlagen (vgl. Kade 1963; Vermeer 1972, 163f; Salevsky 2002, 57f), gewann jedoch im gesamten deutschsprachigen Raum kaum Beachtung. Als die Benennung dann neun Jahre später in der Bundesrepublik Deutschland, ohne von Kades Vorstoß zu wissen, erneut vorgeschlagen wurde, erntete sie zunächst nicht viel mehr als Hohn und Spott. Man glaubte, das Wort sei aus dem Englischen übernommen und nur mit deutscher Aussprache aufgeputzt worden. Man wusste nicht, dass „Translation“ und sogar die Eindeutschung „Translatze“ (1461 bei Niklas von Wyle [1410-1479]), dazu das Verb „translatieren“ (mindestens seit 1456 bei Thüring von Ringoltingen [um 1415-1483]) bereits im 15. Jahrhundert in deutschsprachigen Texten verwendet wurden (vgl. GDW 1984, Bd. 21, Sp. 1239f; Vermeer 2000, 537 und 573f; Prunč 2001, 9f). „Translatieren“ wurde noch von Herder gebraucht (vgl. GDW 1984, Bd. 21, Sp. 1240). Das seinerzeit häufigere „transferieren“ wird heute in anderen Bedeutungen gebraucht (vgl. Duden 1989, 1549). Kurz und gut, unter dem Oberbegriff „Übersetzung“ rangierten seinerzeit die Übersetzung im engeren Sinn als Umsetzung eines schriftlich fixierten Textes aus einer Ausgangssprache in einen in einer Zielsprache schriftlich zu fixierenden Text und das Dolmetschen. Eine präzisere Definition wurde selten angestrebt (vgl. Reiß + Vermeer 1984, 8-12; inzwischen gibt es mehrere Verbesserungsvorschläge hierzu). „Übersetzung“ hatte damals (und hat z. T. noch heute) somit drei Bedeutungen: die eines Oberbegriffs und zugleich die eines Unterbegriffs für schriftliche Umsetzungen als Tätigkeit (heute sagt man meist „Übersetzen“)<sup>1</sup> und für deren Resultate, die heute weiterhin „Übersetzungen“ genannt werden. Ähnlich lässt sich zwischen der Translation als Prozess und dem Translat als aus ihm hervorgegangenes Resultat unterscheiden. Man zögert, das Verb „translatieren“ wieder einzuführen.

Will man für die damalige Zeit bereits von einer impliziten Theorie sprechen, so ist sie mit dem gängigen Schlagwort, man müsse „so wörtlich wie möglich und so frei wie nötig“ übersetzen (und im Grunde auch dolmetschen) vollständig beschrieben. Die in der Vorschrift verwendeten Ausdrücke *wörtlich* und *frei* sowie die Rahmenbedingungen der Möglichkeit und Notwendigkeit wurden nie definiert. Man ging von der Erfahrung aus, dass Sprachstrukturen und deren jeweiliger spezifischer Gebrauch unterschiedlich seien und die größtmögliche Nähe zur Ausgangssprache eine gute Übersetzung liefere.

Dieser Theorieembryo enthält folgende Voraussetzungen, die im Rahmen des Übersetzens jedoch (zum Teil sogar bis heute) nicht weiter diskutiert wurden:

<sup>1</sup> Wenn ich mich recht erinnere, hat gerade Wilss auf die Unterscheidung von Übersetzen als Prozess und Übersetzung als dessen Resultat gedrängt.

- a. Übersetzen ist ebenso wie jede fremdsprachliche Kommunikation möglich, weil die mit Wörtern (oder Phrasen) bezeichneten Begriffe übereinzelsprachlich, eventuell sogar als universal betrachtet werden. Als solche müssen sie relativ stabil sein. Ihre Bezeichnungen können daher zumindest in einem absehbaren Zeitraum wie Etiketten auf Weinflaschen zur Weiterverwendung ausgetauscht werden. Mit Berufung auf Saussure (1916) hieß es, die *signifiants* für ein *signifié* seien arbiträr und interlingual insofern „äquivalent“, als man *Hund* oder *dog* usw. sagen könne und damit allemal dasselbe, zumindest aber das gleiche gemeint werde; geringfügig mögliche Unterschiede seien irrelevant. Der später angesichts neuerer Translationsmodelle und -theorien notgedrungen immer wieder modifizierte und damit immer verwaschener werdende Terminus „Äquivalenz“ hat hier seine Heimat.
- b. Zugleich wurde der als konstant äquivalent angesehene Vorrang des Inhalts (oder der Bedeutung, kurz des *signifié*) vor dem austauschbaren Ausdruck, der Form, also dem *signifiant*, behauptet. Dadurch wurden heftige Diskussionen um die „richtige“ Übersetzungsweise, z. B. von poetischen Texten, ausgelöst. – Ich habe hier absichtlich von „richtigen“ Übersetzungsweisen gesprochen, weil die damalige Terminologie nur zu oft in aller Unschuld Beschreibung und Bewertung in eins zusammenwarf. Stillschweigend wurde die Form zugleich in die äußere Wort- bzw. Phrasengestalt, für die das oben Gesagte galt, und in die Formstruktur, z. B. syntaktischer Fügungen, aufgespalten. Letztere mussten u. U. eben „freier“ behandelt werden, um der zielsprachigen Grammatik keinen Abbruch zu tun. Andernfalls hätte man ja einen (grammatischen) „Fehler“ begangen.
- c. Mit der geschilderten Sachlage wurde die Übersetzung (gemeint war das Übersetzen) wie seit eh und je weitgehend auf die rational-denotative Wiedergabe von Ausgangstextelementen beschränkt, ein noch heute kaum je zur Sprache gebrachtes Phänomen aus der Zeit von Platos Erfindung seiner Ideenwelt. Wurden Konnotationen im Zieltext – in Ausdrücken wie *Sie weinte herzerreißend, Er missbilligte stirnrunzelnd seine Ausdrucksweise* – beschrieben, so war die Beschreibung natürlich zu übersetzen. Aber sie blieb Beschreibung und wurde nicht unmittelbar ausgedrückt. (In der oralen Übersetzung, z. B. der Verdolmetschung, können Gefühle durch Stimmlage etc. und paralinguale Zeichen sowie Gesten etc. vielfach direkt zum Ausdruck gebracht werden [s. unten].)
- d. Die enge Anlehnung an den Ausgangstext ohne die Notwendigkeit, über den Tellerrand hinauszuschauen, setzte zudem voraus und festigte die Meinung, nicht nur die Bedeutung der Textelemente (Wörter, Phrasen und grammatischen Strukturen) seien *im* (Ausgangs-)Text enthalten (s. unten), auch *der* Sinn (das Gemeinte)<sup>2</sup> sei in ihm, und die Semantik ging zumeist stillschweigend davon aus, dass diese Elemente über den Umweg über Begriffe Sachen (reale und mentale

<sup>2</sup> Zur Unterscheidung von Bedeutung und Sinn (Gemeintem) vgl. z. B. Benjamins (1972, 4.1, 14) Unterscheidung von dem „Gemeinten“ und der „Art des Meinens“. Ich habe zwischen (lexikalischem) Inhalt, kotextueller Bedeutung und kontextuellem Sinn (Gemeintem) unterschieden.

Objekte) der Außenwelt objektiv benannten bzw. repräsentierten, wie ein geläufiger Ausdruck hieß. So konnte man den Schüler anhalten zu übersetzen, „was da stand“.

Man lehnte sich, wie ersichtlich, eng an den damaligen Stand der Angewandten Sprachwissenschaft an, wonach Übersetzen und Dolmetschen bis heute hin weitgehend als ein Zweig dieser Disziplin betrachtet werden.

Kurz zusammenfassend vertraten (und vertreten) Übersetzer und ihre Lehrer die Meinung, der *bottom-up*-Vorgang, der ja auch im Bereich des maschinellen Übersetzens bis heute Vorrang zu haben scheint und nach dem Texte aus ihren Elementen aufgebaut werden, sei die angemessene Methode für das Übersetzen. So ging man Satz für Satz und darin Wort um Wort vor. Zwischen dem beruflichen und jenem Übersetzen, das an den Schulen im Fremdsprachenunterricht praktiziert wurde, damit der Schüler zu erkennen gebe, er habe die ausgangssprachlichen Strukturen erkannt (und zumindest teilweise verstanden), wurde nicht unterschieden. Der Übersetzungsunterricht bestand demgemäß (bis in die höchsten Semester hinein) aus einer frustrierenden Mischung von Sprachunterricht und jahrelang durch den gesamten Kurs hindurch zähl wiederholten Übersetzungsübungen. Boshaft ausgedrückt könnte man sagen, wer am Ende noch immer übersetzen kann, bekommt ein Diplom. Nebenbei gab es noch einige und in Wirklichkeit oft minderrangige obligatorische Vorlesungen in einem Sachfach (meist Jura oder Wirtschaftswissenschaften), die aber nicht organisch mit dem Übersetzungsunterricht verknüpft wurden, weil es keine Lehrer gab, die beide Fächer zugleich beherrscht hätten.

Erste Entwicklungen zu Translationstheorien im Rest der großen weiten Welt wurden, sicherlich weitgehend auf Grund der allgemeinen Situation im Nachkriegsdeutschland, hier nur mit großer Verspätung zur Kenntnis genommen. So blieben Nidas (z. B. 1947) – übrigens lebenslange – Versuche, mit Entwicklungen in anderen Geisteswissenschaften Schritt zu halten, ebenso unbeachtet wie überhaupt Neuerungen außerhalb einer traditionellen Angewandten Sprachwissenschaft. Auch spätere Vorstöße, z. B. die auf Even-Zohar und dessen Grundlagen basierenden „Descriptive Studies“ Tourys (vgl. Hermans 1999, 8 *et passim*), wurden erst verzögert aufgenommen, ganz zu schweigen von etwaigen, wenn auch insgesamt seltenen, anderweitigen Versuchen, die ich hier nicht im Einzelnen aufzählen will. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, dass die Studierenden nur wenig Anregung bekamen, sich in der internationalen Publikationswelt umzuschauen, weil man eben nicht an die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Translation glaubte und hierfür auch nicht ausgebildet war. Man war es noch kaum gewöhnt, über den Zaun der eigenen Disziplin – und das war eben nicht die Translationswissenschaft – hinüberzublicken. Eine enge Auffassung von Wissenschaft, oder sagen wir, der Mangel an Neugierverhalten, hängt dem Fach anscheinend immer noch weltweitgehend an. Man braucht nur daran zu denken, dass außerhalb regionaler Rezeption nicht-englischsprachliche Publikationen verhältnismäßig selten überre-

gional zur Kenntnis genommen werden. Um es wieder boshaft auszudrücken: Nicht wenige Translationswissenschaftler tendieren anscheinend zur Einsprachigkeit.

Einen Eindruck vom Stand der „Übersetzungswissenschaft“ in den 70er Jahren des 20. Jhs. bekommt man von Wilss' (1977) gleichnamigem Buch. Dort heißt es im Vorwort programmatisch (ib. 4):

„Die Aufgabe dieser Fachrichtung [die an der Universität Saarbrücken Ende 1974 die Bezeichnung „Angewandte Sprachwissenschaft sowie Übersetzen und Dolmetschen“ bekam; ib.] besteht in der sprach- und übersetzungswissenschaftlich fundierten, gleichzeitig berufspraktisch orientierten Vorbereitung der Studierenden auf ihre spätere Tätigkeit als Diplom-Übersetzer und Diplom-Dolmetscher. Die Einbeziehung von übersetzungswissenschaftlichen Lehrveranstaltungen in den Gesamtstudiengang ist also nur dann sinnvoll und legitim, wenn sich die Übersetzungswissenschaft von einem Erkenntnisinteresse leiten läßt, das nicht nur theoretische, sondern auch und vor allem deskriptive und applikative Perspektiven in das Lehr- und Forschungsprogramm einbezieht. Angewandte Übersetzungswissenschaft besitzt ein ganz anderes Selbstverständnis als die reine Übersetzungstheorie; letztere braucht auf die didaktisch-methodische Relevanz ihrer Argumentation keine Rücksicht zu nehmen.“

Diese Einstellung ist bis heute maßgebend. Der 1984 an der Universität Heidelberg eingerichtete Lehrstuhl für „Allgemeine Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft“ wurde 1992 auf Wunsch des dortigen „Instituts für Übersetzen und Dolmetschen“ wieder abgeschafft.

Gewiss muss fast wie zur Entschuldigung erwähnt werden, dass die Lehrer des Übersetzens und Dolmetschens lange ausnahmslos als Autodidakten auf diesem Fachgebiet, das noch keines war, arbeiten mussten und zum größten Teil aus der Philologie mit ihren zäh gehegten Ansichten über das Übersetzen kamen. Das „Handwerk“ lernte man in der und durch die Praxis. Wer eine Promotion anstrebte, musste in ein anderes Fach abwandern.

Es scheint verwegen, im Nachhinein noch einen Vorteil in dieser selbst gewählten Isolation zu sehen: Das Theoretisieren konnte sich später, etwa seit den 70er Jahren, im deutschsprachigen Raum relativ wenig von außen beeinflusst selbständiger entwickeln, als wenn es sich von vornherein im steten Kampf mit anderweitigen Ansichten hätte behaupten müssen. Im Innern war der Widerstand gegen eine Verwissenschaftlichung auch noch zu Ende des 20. Jh. trotz aller Lippenbekennnisse z. T. ungebrochen.

Trotzdem wurde das Verlangen nach fundierter Forschung (und Lehre) immer stärker. Ein erster Durchbruch gelang Katharina Reiß (1971) mit ihrem an Bühler (1934) angelehnten texttypologischen Modell. Zwar war es noch retrospektiv auf die Funktion des jeweiligen Ausgangstextes ausgerichtet, doch bildete es sozusagen den Auftakt zu späteren prospektiv-funktionalen Modellen.

## 1. Die praktisch ausgerichtete Theorie: der Skopos

Ebenfalls in den 1970er Jahren arbeitete Justa Holz-Mänttari in Finnland aus langjähriger eigener Erfahrung heraus an einem neuen handlungstheoretischen Ansatz für die Praxis des Übersetzens, der sich in mehreren außerhalb des Landes zumeist unbekannt gebliebenen z. T. finnisch, z. T. deutsch geschriebenen Aufsätzen und schließlich 1984 in der „Theorie über das translatorische Handeln“ niederschlug. Die Autorin stieß (wie zu erwarten) auf den Widerstand der Traditionalisten. Die neue Terminologie, die einen Paradigmenwechsel anzeigen sollte, galt als schwer erlernbar (!). Holz-Mänttari setzte mit ihrer Ansicht und vor allem ihrem Buch den Akzent auf eine Ausweitung der überkommenen Vorstellung vom Übersetzen in Gang, indem sie nicht nur methodologisch bislang nicht oder wenig beachtete Faktoren inner- und außerhalb des Ausgangstexts einbezog (vgl. den „Handlungsrahmen“ ib. 106 und 108), sondern mit diesem Rahmen Parameter wie Initiator, Besteller etc. bis zum Endverbraucher-„Applikator“ als vorerst letztem Glied der Kette beteiligter Personen(mengen) als wesentliche Elemente der Translation aufwies. (Später nahm Nord 1989 usw. hierauf Bezug; s. unten.)

Holz-Mänttaris Arbeiten waren der Auftakt zu einer funktionalen Theorieentwicklung, die in der Folge vor allem vom deutschsprachigen Raum ausging.

Ich lernte Holz-Mänttari 1983 persönlich kennen. Überrascht stellten wir fest, dass wir weitgehend in dieselbe Richtung gedacht hatten. Ende der 70er Jahre war mir klar geworden, dass die alte Übersetzungsmaxime, wie sie oben zitiert wurde, nicht genügte. Erfahrungen mit dem Dolmetschen hatten gezeigt, dass der Ausgangstext und seine Sprache nicht das Maß allen Übersetzens sein konnten. Zum Schlüsselbeispiel wurde eine Szene zwischen einem eiligen deutschen Geschäftsmann und seinem Verhandlungen bewusst verzögernden portugiesischen Gesprächspartner. Im Hin und Her der Argumentationen verlor der Deutsche die Geduld und bedachte, dem Dolmetscher zugewandt, sein Gegenüber mit einem Kraftausdruck. Der Portugiese wollte wissen, was der Mann gesagt hatte. Der Dolmetscher stand vor einem Dilemma: Das Gesagte dolmetschen hätte das Ende der Geschäftsbeziehungen bedeutet; das lag aber nicht im Sinn des Deutschen. Er war doch gekommen, um Geschäfte zu machen. Also konnte nicht der Ausgangstext gedolmetscht, es musste ein anderer Zieltext erfunden werden. Die herrschende Äquivalenztheorie war nicht anwendbar. Andererseits ging es nicht an, fallspezifisch (wie Holz-Mänttari zu sagen pflegt) und damit *ad hoc* jeweils neue Bedingungen aufzustellen, was die Zahl von Modellen und Theorien ins Überdimensionale aufschwellen würde. Weitere Überlegungen ließen schließlich eine Lösung finden: Translation wurde von ihrem übergeordneten Ziel bestimmt! Nicht der Ausgangstext, auch nicht der aktuelle Zweck (hier: etwas Gesagtes zu dolmetschen), sondern eben das letztendliche Ziel einer Handlungskette (hier: Geschäfte abzuschließen) wurde zum primären Parameter einer Translation. Nun bedurfte es nurmehr eines geeigneten, möglichst akademisch klingenden Terminus um die Theorie zu benen-

nen. *Σκοπός*, das griechische Wort für Ziel, Absicht, Zweck, (Menge 1955), auch Funktion, bot sich als „Skopos“ an.

Nicht die Sprache im Sinne einer abstrakten *langue* mit ihren Strukturen noch schriftlich oder mündlich verfasste Texte mit ihrem mit der Realisierung fixierten Sprachmaterial können für eine Translation ausschlaggebend sein. Sprache dient hierfür als Mittel. Sprache wird von Menschen verwendet. Der Sprachgebrauch unterliegt – um es zunächst so auszudrücken – gesellschafts- und situationsspezifischen (sehr komplexen) Bedingungen. Während das Mitglied der einen Gesellschaft bei einer gegenseitigen Vorstellung zweier Personen die Hand reicht und dabei *How do you do?* äußert, wird das Mitglied einer anderen Gesellschaft vielleicht nur lächelnd die Hand reichen oder sich das Mitglied einer dritten Gesellschaft tief verbeugen usw.

Translation wird also von gesellschaftsspezifischen Normen und Konventionen bedingt, die wiederum je nach dem situationsspezifischen Ziel einer kommunikativen Handlung unterschiedlich relevant werden und demgemäß unterschiedlich zu übersetzen bzw. dolmetschen sind. Ein unter Ziel subsumierbarer Faktor ist der intendierte Rezipient bzw. die intendierte Rezipientenmenge. Es gibt überabzählbar viele Ziele (Funktionen), entsprechend auch Translationsmöglichkeiten. Der Translator als Translationsexperte bestimmt die funktionsadäquate Translationsstrategie. Adäquatheit ersetzt Äquivalenz. (Vgl. Vermeer 1978; Reiß + Vermeer 1984.)

Damit wird auch der uralte Streit um die verfremdende oder assimilierende Übersetzung, wie sie Schleiermacher ([1813] 1973) auf den Punkt brachte und vor nicht langer Zeit Venuti (1995; 2000b) mit seiner Unterscheidung von *foreignizing* und *domesticating* Translationsverfahren auf Englisch weltweit bekannt gemacht hat, beigelegt. Beides ist möglich und je nach der angestrebten Funktion berechtigt.

Die Skopostheorie wurde im Laufe der Jahre präzisiert (z. B. Freihoff 1991 und Prunč 1997; 2001, 162-174), z. T. aber auch wieder zurückgenommen, wie z. B. in Nords (zwischen 1986 und 1994) sukzessive ausgeweiteten Loyalitätsforderungen. Für manche ist es immer noch schwer, das Anliegen dieser Theorie zu verstehen. So bemängelt z. B. House (2002, 102) die Theorie in dem wenig orientierenden Sammelband von Best + Kalina (2002) als eine „reduktionistische [...] Imbalance, die der Natur der Übersetzung zuwiderläuft“, weil „die Normen der Zielkultur“ „[w]ichtigster Bewertungsmaßstab“ seien, was wohl heißt, daß die Ausgangstextform nicht gleichwertig mit der Zieltextfunktion berücksichtigt werde. Ich empfehle die gelegentliche Lektüre von Ammann (1990; 1993).

Tatsächlich lässt die Skopostheorie Raum für eine gebührende Beachtung des Ausgangstextems, seiner Form, seiner Inhalte, seiner Bedeutungen und/oder seines Sinns, wenn der Skopos dies erfordert oder erlaubt. Eigentlich soll das Ausgangstextem in jedem Fall und jeder Weise so weit wie möglich beachtet werden. Jedenfalls steht das bei Vermeer (1996). Bei entsprechendem Skopos kann der Translator sogar eine Interlinearversion mit ihrer strikten Wort-Wörtlichkeit im Vergleich zum

Ausgangstext (vgl. Benjamin 1923), eine morphem(at)ische Übersetzung (vgl. Vermeer 1992b, 1.251-253), eine Nicht- oder Null-Übersetzung, die Nichtverständlichkeit (z. B. bei einer verklausulierten diplomatischen Erklärung) usw. wählen. (Zu weiteren Möglichkeiten vgl. Prunč 2001, 161-174.) Wichtig ist, dass eine Translation nicht vielen Herren zugleich dienen, z. B. etliche Äquivalenzebenen (Koller 1997) zur selben Zeit berücksichtigen kann. Auch der Dirigent einer Sinfonie entscheidet sich für eine Aufführungsmöglichkeit. (Wie sähen denn die gerade bei Bibelübersetzungen beliebten, Varianten anführenden „Fußnoten“ bei einer musikalischen Darbietung aus?) Der Translator entscheidet sich für *eine* Interpretation und Wiedergabemöglichkeit seines Ausgangstexts (zum Unterschied von „Text“ und „Textem“ vgl. Vermeer 1990), es sei denn, jemand wage es endlich einmal, dekonstruktivistisch zu übersetzen: Derrida braucht für die Auslegung eines Satzes viele Seiten; die dekonstruktivistische Translation ergäbe ein vom Ausgangstextem erheblich in Richtung auf kommentierende Intertextualität abweichendes Translat. (Mich wundert, dass man gerade Derridas Texte möglichst wörtlich übersetzt, was doch seinem und ihrem Geist widerspricht; vgl. besonders Derrida 1999 und dazu noch Venuti 2001.) Inzwischen wurde die Ausweitung der Begriffe „Übersetzen/Übersetzung“ im Sinne des Interpretierens auch unter Übersetzern weithin angenommen.

Übersetzer sind wir alle. Auch wenn wir keine Bücher übersetzen, sondern Reden halten, Urteile fällen, Geschäfte verrichten, Gesetze entwerfen – sind wir Übersetzer. Denn wir übersetzen unsere Gedanken in Worte und unsere Worte in das Verständnis des Adressaten. (Dedecius 2002, 11).

... „in das Verständnis des Adressaten“, was anderes ist das als eine Skoposforderung?

## 2. Praxisorientierte Ausweitung: die Kulturspezifika

Beginnt man einmal mit Allgemeinheitsversuchen, so gibt es kein Ende. Schließlich ist jeder Forscher an seine Raum- und Zeitgegebenheiten gebunden und daher jede allgemein sein sollende Theorie zeit- und personenbedingt, kann also jederzeit an neue Erkenntnisse adaptiert werden oder einem neuen Paradigmenwechsel weichen müssen.

Der für die Skopostheorie oben skizzierte, hier zunächst aus Gründen der Einfachheit einer aufzählenden Darstellung vorrangig sprachliche Aspekte berücksichtigende Ansatz wurde schnell zu eng. Holz-Mänttari ging, wie bereits angedeutet, von Anfang an ganzheitlich fallspezifisch-situationell vor, indem sie das Umfeld eines Translationsvorgangs mit einbezog. Die Linguistik arbeitete inzwischen längst in den Sprachgebrauch und damit in außersprachliche Gebiete überbordenden Un-

tersuchungen, wie z. B. in der Text- und Pragmalinguistik (vgl. die Sprechakttheorie von Austin 1962, Searle 1969, Halliday 1973; Halliday + Hasan 1985 usw.; vgl. Copley 1996). Die Literaturwissenschaft hatte vor allem in der von Jauß (1967) begründeten *Rezeptionsästhetik* den Textrezipienten in den Vordergrund gestellt.

Schließlich ist der Sprachgebrauch ja auch in der Translation sprachlich abgefasster Texte ausschlaggebender Faktor. Nun hängt der Gebrauch einer Sprache aber erst in zweiter Linie von deren Struktur ab, wenn man nicht die Beachtung grammatischer Erscheinungen vom Genus bis zur üblichen Satzstruktur hervorheben will. Für die Translation wären vielleicht Wahlmöglichkeiten im in der Linguistik mitunter als Teil der Stilistik betrachteten Gebrauch von Phrasemen und Verbalisierungen zu nennen. – Bei der ersten morgendlichen Begegnung von Bekannten pflegt man sich im deutschen Sprachbereich zu grüßen. Dies kann im Vorübergehen verbal mit *Guten Morgen!* oder *Griß Gott!* oder situationsbedingt mit *Hallo!* oder dergleichen geschehen, wobei man sich anzusehen und u. U. anzulächeln pflegt. Nonverbal genügt oft ein Lächeln, vielleicht mit leichtem Kopfnicken, oder ein Lächeln usw. Die Wahl einer Variante hängt nicht von der deutschen Sprache, sondern von der *Kultur* ab, zu der die sich Grüßenden zählen.

Mit dieser Erkenntnis musste eine zunächst auf das Verbale ausgerichtete Translationstheorie auf kulturelle Bedingungen ausgeweitet werden und darin und damit auch non-verbale Möglichkeiten in Betracht ziehen (s. oben zum Unterschied von Ausdruck und Beschreibung eines Ausdrucks). Kultur wird dabei nach Göhring (1978) im Anschluss an Goodenough (1964) mit Witte (2000, 51) wie folgt definiert:

Kultur ist all das, was das Individuum wissen und empfinden können muss,

1) damit es beurteilen kann, wo sich Einheimische in ihren verschiedenen Rollen so verhalten, wie man es von ihnen erwartet [...], und wo sie von den Erwartungen [...] abweichen;

2) damit es sich in Rollen der Zielgesellschaft, die ihm offen stehen, erwartungskonform verhalten kann, sofern es dies will und nicht etwa bereit ist, die Konsequenzen aus erwartungswidrigem Verhalten zu tragen [...],

3) zur Kultur gehört auch all das, was das Individuum wissen und empfinden können muss, damit es die natürliche und die vom Menschen geprägte oder geschaffene Welt wie ein Einheimischer wahrnehmen kann. (Göhring 1980, 73f; vgl. Göhring 1978, 10)

[Klammern und Literaturangaben bei Witte]

Oder kürzer gefasst: Kultur sei die Menge der Normen und Konventionen und deren Resultate, die das Verhalten der Mitglieder einer Gesellschaft bedingen (vgl. Vermeer 1992a, 32). – Als Beispiele lassen sich nennen: die Grußkonvention bei der vorgenannten morgendlichen Begegnung, Kleiderordnungen, Universitäten ... Eine Gesellschaft ist dabei durchaus kein homogenes Gebilde. Die Kultur einer als

Gesamtgesellschaft bestimmbarer Gemeinschaft werde dabei als „Parakultur“, spezifische Gemeinschaften regionaler, sozialer usw. Art darin seien als „Diakulturen“ und personenspezifische Verhaltensweisen schließlich als deren „Idiokultur“ bezeichnet (Vermeer 1983, 40).

Sprachgebrauch und damit Sprache kann nach den obigen Beschreibungen als Teil einer Kultur verstanden werden. Zugleich wird der Sprachbegriff auf nonverbale Phänomene, wie z. B. Gesten, ausgeweitet. Die kulturellen Bedingungen hängen in sehr komplexer Weise von Situationsmomenten ab, im Falle des erwähnten Grüßens u. a. vom Ort der Begegnung, dem Bekanntheitsgrad der sich Begegnenden, ihrem Status in einer etablierten Hierarchie usw. usf.

Für die Translation bedeutet Kultursensitivität, dass der Skopos und darin zu wählende Ausdrucksweisen eben kulturbedingt sind.

So wird man z. B. die Beschreibung einer morgendlichen Grußszene in einem Ausgangstext je nach dem Skopos im einer anderen Kultur angehörenden Translat unterschiedlich verbalisieren: z. B. (! – das Folgende sind keine Zwangsvorstellungen) als Beschreibung einer heterokulturellen Konvention „verfremdend“ (Venuti: „foreignizing“) oder zielsprachlichem Gebrauch angepasst („domesticating“) als Umsetzung in zielkulturelle Konventionen, wobei z. B. ein *Grüß Gott!* auf süd-deutsch-österreichischen Habitus, ein *'Moin!* (statt *Guten Morgen!*) auf Mittel-nordwestdeutschland deuten kann usw.

Als Weiterentwicklung der Skopostheorie in einzelner Hinsicht betrachte ich u. a. auch das aus Überlegungen Fillmores (1977) und der Anwendung auf die Translation bei Vannerem + Snell-Hornby (1986) entwickelte *scenes-&-frames*-Modell von Vermeer + Witte (1990).

Die skizzierte Ausweitung sollte sich auch im so genannten Fremdsprachenunterricht als Fremdverhaltensunterricht niederschlagen. Was nützt die ausführlichste Vokabelliste, wenn man die verzeichneten Ausdrücke nicht kulturadäquat anwenden gelernt hat! (Vgl. Göhring 1978; 1980; Vermeer 1978; Löwe 2002. – Die Arbeiten von Göhring und Vermeer entstanden unabhängig voneinander.)

### 3. Nochmalige Ausweitung: Holismus

Betrachtet man die Wirklichkeit, in der menschliches Leben und damit auch Translation vorkommen, so wird eine über die bisher erwähnte Ausweitung hinausgehende Umorientierung erkennbar. Die von manchen Autoren bis heute vertretene Kluft zwischen dem, verkürzt gesagt, mündlichen Dolmetschen und schriftlichen Übersetzen wird enger. Letzteres nähert sich in seinem Vorgehen dem Dolmetschen vor allem in zweierlei hier zu betrachtender Hinsicht: Die verbale Kommunikation stets begleitende nonverbale Interaktion, z. B. das Layout (wie es gewöhnlich, obgleich drucktechnisch nicht korrekt genannt wird, vgl. Schopp 2000) als Textge-

staltung, gewinnt auch für die Praxis und Kompetenz der Translatoren an Bedeutung. Man kann zwar nur nonverbal interagieren, indem man Gesten, Mimik usw. einsetzt, nie jedoch nur verbal. Gesten etc. signalisieren nicht nur Intentionen (der bewusst offene Hemdkragen statt einer Krawatte z. B. Nonchalance bei feierlich-formellem Anlass), die wiederum die Gesamtinteraktion beeinflussen. Wie gesagt, man kann nicht nur-verbal kommunizieren, nicht einmal am bildlosen Telefon, bei dem Stimmhöhe und geschwindigkeit einen Erregungszustand des Sprechers „mitteilen“. Nun verhindert gerade die Schriftlichkeit, besonders jene mit Hilfe eines alphabetischen (oder quasi-alphabetischen) Systems, zumeist die unmittelbare Mitteilung von Konnotationen, wie z. B. von Gefühlen und Bewertungen. (Vgl. dagegen u. a. die Ästhetik der Rezitation als emotionalisierte Rezeption; Kermani 2000.) Konnotative Phänomene können fast nur noch beschrieben, nicht aber direkt ausgedrückt werden. Eine immer seltener werdende Ausnahme bildet die handschriftliche Mitteilung, in deren Schriftzügen sich Emotionen ungewollt niederschlagen können (vgl. die Graphologie). Dafür nimmt andererseits die Einblendung von ‚smilies‘ und dgl. in Komputermittellungen zu. Im Übrigen wurde die Mitteilung seit den Anfängen der Schriftlichkeit fast zur Gänze auf rational-denotative Kommunikation zurückgenommen. Es ist eben bezeichnend, dass emotive und evaluative Phänomene meist unter „Konnotation“ laufen.

Hier kann nun eine Überlegung zur Holistik, d. h. einem ganzheitlichen Ansatz der Kommunikation bzw. genauer gesagt Interaktion, die Frage aufwerfen, inwieweit es möglich ist, Konnotationen der oben genannten Art in eine schriftliche Darstellung hineinzunehmen.

Schon die Frage führt allerdings unweigerlich weiter zu einer Entscheidung darüber, wessen Gefühle und Wertvorstellungen denn in eine Translation in welcher Weise aufgenommen werden können, die des Ausgangstextautors- und/oder – senders, eventuell des Auftraggebers und/oder die des Translators oder gar die erwarteten Reaktionen der intendierten Rezipienten, die eben dadurch allerdings sogleich wieder verändert würden. So absurd, wie eine solche Frage manchem Translator erscheinen mag, ist sie nicht, denn heute spricht doch beinahe alle Welt bereits von und arbeitet vielleicht schon mit Mitteln feministischer, postkolonialer, jedoch soweit ich weiß, noch nicht dekonstruktivistischer Translation oder mit Robinsons (1991) a-, contro-, con-, di-, e-, extro-, intro-, in-, per-, re- und sub-versions,<sup>3</sup> um nur ein paar Beispiele zu nennen (vgl. auch Prunč 2001, 256-269). Allerdings sind die meisten Translate unter den vorgenannten Schlagworten vorerst mehr oder minder zaghafte Versuche, bei denen das Etikett mitunter der aufregendste Teil ist. Warum aber sollte nicht die „Welt“ des Translators in seine Arbeit ganzheitlich hineinspielen dürfen? (In einem Translat kann und sollte ein solches Vorgehen ja, z. B. in einem Vor- oder Nachwort, angemerkt werden.)

<sup>3</sup> Robinsons Buch ist übrigens eine stark gekürzte und auf Verlangen des Verlegers leider gezähmte Version eines ein paar Jahre zuvor entstandenen englisch-finnischen Manuskripts.

Und was zu Konnotationen als Emotionen und Evaluationen gesagt wurde, darf doch auch für Assoziationen gelten ... Jedenfalls hat der Dekonstruktivismus sie bereits zu Ehren gebracht.

Übrigens ist Holismus gerade auf dem Gebiet des immer wichtiger werdenden „community interpreting“ vonnöten. Das kann hier nicht näher ausgeführt werden (vgl. z. B. Pöchhacker 2000; Bahadır 2000). Auch die folgende Bemerkung gehört bereits hierher: der Translator als „IMA“. Der in mindestens zwei Kulturen erfahrene Translator braucht sich nicht auf die Übersetzung und/oder Verdolmetschung von Ausgangstexten zu beschränken. Als Kulturexperte (wofür Margret Ammann vor Jahren scherzhaft die professionell klingende Bezeichnung „Intercultural Management Assistent“ erfand) kann er Berater werden, der weiß, wie man sich in einer Kultur und deren Umwelt verhalten muss (will man nicht als Außenseiter stigmatisiert werden, s. oben), der zumindest weiß, wo einschlägige Informationen eingeholt werden können. Ich kenne jedenfalls von der Translation herkommende Experten, deren Hauptarbeit bereits auf dem Beratungssektor liegt.

#### 4. Auf dem Wege zu einer Theorie: Relativität

Sicherlich kann Translation als Prozess durch Überlegungen wie die oben zusammengetragenen aus dem engen und beengenden Verhältnis von Ziel- zu Ausgangstext herausgenommen werden. Allerdings werden die Konturen der Translation damit vager und die möglichen Aufgaben immer weiter. Manchen mag Nostalgie nach den Zeiten des Elfenbeinturms und des Wörterbuchs beschleichen. Doch andere Disziplinen von der Biologie bis zur Kernphysik und Philosophie haben uns seit langem darüber aufgeklärt, daß es für den menschlichen Beobachter in dieser Welt keine strikte Objektivität gibt. Brunelleschi (?) lehrte Anfang des 15. Jhs. die bildenden Künste die Perspektivität, und vielleicht waren die alten griechischen Sophisten längst nicht die Ersten, die den steten Fluss der Dinge erkannten (vgl. Heraklit?). Die menschlichen Sinnesorgane verändern einkommende Reize, erst recht tut es die Verarbeitung der Stimuli im neurophysischen Gehirnapparat. Der Kognitionswissenschaftler Damasio (1994; 1999) insistiert darauf, dass Gefühle unsere Weltsicht stärker beeinflussen, als es die rationale Perzeption tut.

Wenn es keine objektive Per- und Apperzeption als Verarbeitung von Stimuli, ihre Interpretation und Bewusstmachung gibt, weil das stetig arbeitende Gehirn selbst Erfahrungen verändert (das vor zehn Jahren gelangweilt weggelegte Buch wird auf einmal spannend), und wenn es keinen objektiven, sondern nur einen jeweils perspektiven Standpunkt gibt und schließlich auch eine sich um uns herum stets verändernde Umwelt immer neue Standpunkte schafft, dann sollte diese Erkenntnis doch auch in die Translation hineingenommen werden. Es gibt keine Wiederholung (vgl. Borges' [1986] *Pierre Menard*), nur, wie Derrida (1988) sagt, „itérabilité“, d. h. Quasi-Wiederholbarkeit mit Variationen. In vielen Fällen kann die

Variation als nicht-relevant unberücksichtigt bleiben, bleiben wird sie allemal. – Das tangiert die überkommene aristotelische Logik. Man gibt im Restaurant gut und gern 20 Euro für eine gute Flasche Wein aus und betrügt bei einem Fahrpreis von 1,70 Euro in öffentlichen Verkehrsmitteln. Was heißt „teuer“?

Nun hat jede Relativität anders als ein Absolutismus ihre Grenzen. Eine absolute Relativität wäre eine Absurdität. Also spreche ich lieber von einer relativen Relativität. Sie hat Auswirkungen auf das ganze menschliche Leben. Sobald man erkennt, dass der eigene Standpunkt bedingt ist und wesentlich von den Bedingungen abhängt, wird man auch anderen den ihren einräumen. Herr B. als „selbstgewisser Heiliger“ (Weber [1904] 1947, 1.105) ist absurd – oder Schlimmeres. Gewiss kann jedermann seine Überzeugung haben, und ich werde sie ihm lassen, ... solange er mich ob ihrer nicht in meinem Da- und So-Sein behindert. Dann, erst dann kann ich mich, und muss es wohl auch, wehren (und eventuell andere dazu zu Hilfe rufen). Sicherlich eine schwere Ermessensfrage. Das ist nicht zu leugnen.

Im translatorischen Bereich bedeutet Relativität die Freiheit-in-Verantwortung der Zieltextgestaltung. Es gibt keine objektive Translation. Jedes Textem wird und jeder Text ist eine Interpretation durch einen Rezipienten, z. B. einen Translator. Diese seine individuelle Interpretation gibt der Translator an intendierte (und oft nicht-intendierte) Rezipienten als zu einem Zieltextem werdenden Translat weiter (vgl. Vermeer 1990), und jeder Rezipient macht sich darauf seinen eigenen Vers.

## 5. Eine Prozesstheorie als Versuch einer Translationstheoriebegründung

Die allmähliche Auflösung überkommener Traditionen durch den steten Fortschritt der Wissenschaften lässt auch eingefahrene Sichtweisen von der „Welt“ hinterfragen. Der Fortschritt scheint immer schneller neue Ergebnisse zu produzieren, die ebenso schnell wieder fragwürdig werden. Kurioserweise besinnt man sich gerade hierdurch öfter auf alte Ansichten und Spruchweisheiten. Wenn schon Heraklit (seine Autorschaft ist nicht völlig gesichert) behauptete, alles in der Welt sei ständig im Fluss, dann klingt eine radikale Neubetrachtung, die an die Stelle statischer Objekte Prozessmengen setzt, gar nicht so verwunderlich. Diesen Schritt vollzog Alfred North Whitehead bereits 1927/1928 in Vorlesungen zunächst an der Universität Edinburgh, dann Harvard, die 1929 dann unter dem Titel *Process and Reality* als Buch erschienen (1978 erschien eine kritische Ausgabe).

Gewiss ist der Mensch als Bewohner des Mesokosmos, wie die Evolutionäre Erkenntnistheorie den dem menschlichen Geist zugänglichen Teil der Welt nennt, biologisch bedingt auf (die vermeintliche) Wiederholung gemachter Erfahrungen angewiesen (vgl. Riedl + Delpo 1996 und darin für die Translation besonders Holz-Mänttari 1996). Es ist nicht nur für den Urmenschen lebenswichtig gewesen, einen zurückgelegten Weg wiederzuerkennen, Gefahren meiden zu lernen usw.

Dazu diene ihm und dient auch dem Menschen heute sein Erinnerungsvermögen, Gedächtnis genannt. Die neueren Wissenschaften verwerfen allerdings den Glauben an exakte Wiederholungen. Das Gedächtnis ist kein mechanischer Computer; es arbeitet unaufhörlich, aber selektiv und ungenau während der Lebensspanne eines Menschen und strukturiert sich dauernd neu, und dieser Wandel bedingt auch stete Veränderungen des jemals Gespeicherten. Doch auch selbst, wenn es die exakte Wiederholung gäbe, gäbe es sie eben nicht, bedenkt man, dass sich alles Sich-Ereignen in einer sich ständig ändernden Welt ereignet (s. oben).

Platon sah seine Ideen als ewig unwandelbare statische, universale Ideale; das 19. und 20. Jh. reduzierten die Ideen auf generelle oder kulturspezifische, jedenfalls immer noch überindividuelle Begriffe. Die Prototypologie der zweiten Hälfte des 20. Jhs. analysierte die Begriffe als statisch vorgegebene kulturspezifische Kernbedeutungen in (zumindest z. T.) individuell variierenden Umfeldern. Postmoderne und Dekonstruktion begannen Begriffe als situationsbedingte Individualitäten zu erkennen. Die Prozesstheorie löst sie in momentane Ereignisse auf (vgl. Whiteheads [1929] „actual entities“).

Der Physiker und Mathematiker Alfred North Whitehead, der mit Bertrand Russell zusammengearbeitet hatte, entwickelte in den oben genannten Vorlesungen eine (auf seinen damaligen Erkenntnissen beruhende) strikte Prozesstheorie. Im Wesentlichen aus Whitehead leite ich die folgenden Überlegungen zu einer Theorie ab, die, wie ich hoffe, den Translationsprozess auf wissenschaftliche Füße stellen können (eine ausführlichere Darstellung soll demnächst erscheinen; vgl. Vermeer 2003a).

Im Anfang war Energie. (Das mag als Mythos gelesen werden, der irgendwo einsetzt, ohne seinen Anfang zu hinterfragen.) Energie eignet Bewegung. Bewegung bedeutet Entwicklung, Entwicklung Prozess. Wenn Prozesse zusammenkommen, können „actual entities“ (Whitehead) werden (Whitehead: „become“). Hier nenne ich sie (nach einer älteren deutschen Übersetzung für Whiteheads „events“) „Ereignisse“, momentane materielle oder mentale Konzentrate auf minimaler Ebene aus weiter nicht teil- und analysierbaren Elementen (Qualitäten). (Whitehead dachte an die atomare Ebene. Das muss überprüft und eventuell korrigiert werden.) Beim Zusammentreffen von Prozessen können Passungen zwischen Elementen entstehen. Passungen hängen von komplexen, nicht exhaustiv erkennbaren Bedingungen ab. Es scheint, als gebe es bereits auf dieser minimalen Ebene Evaluierungen, vielleicht – so jedenfalls Whitehead – auch Gefühle („feelings“). Ereignisse können durch eine Serie von Passungen zu komplexen Systemen werden, die von einem bestimmten, aber vom menschlichen Beobachter nicht exakt bestimmbar Komplexitätsgrad ab auch als ideelle Systeme erscheinen können, die imstande zu sein scheinen, selbstbestimmend (autopoietisch; vgl. hierzu Luhmann 1984; 1990) zu reagieren. Passungen hängen von gegenseitiger Verträglichkeit von Qualitäten ab. Passungen ereignen sich zwischen Prozessen und aus Prozessen innerhalb eines Systems und zwischen einem System und seiner Umwelt. Eine exakte Grenze zwischen System und Umwelt ist nicht zu ziehen.

Da die beschriebenen Vorgänge auf minimaler Ebene ablaufen, sind sie auch auf Gehirnvorgänge anwendbar. Dies wird zu einem entscheidenden Punkt: Vorgänge im Gehirn basieren nach heutiger allgemeiner Auffassung letztlich auf neurophysischer Grundlage. Die Neurophysis kann durch ihre eigene Motorität und durch von außen kommende Reize als Stimuli verändert werden. Das Verhalten von komplexen Systemen lebender Organismen beruht auf ihrer Neurophysis. Die Bedingungen sind, wie gesagt, nicht exhaustiv erkennbar. Entscheidungen eines so genannten Agens „werden“ also durch komplexe Gehirnvorgänge. Ein Agens, z. B. ein Mensch mit so genanntem freien Willen, wird dadurch in der Beobachtung zu einem holistisch (vgl. oben zu Emotionen, Evaluationen und Assoziationen) neurophysisch gesteuerten System. Das besagt der Ausdruck „Autopoiesis“ in Anwendung z. B. auf den Menschen.

Auf der Zeitachse (was immer das „sein“ mag) bedeutet Minimalität Momentaneität, und zwar Momentaneität von Erkenntnissen, Entscheidungen (wer oder was immer sie trifft), Gefühlen, Bewertungen usw. Systeme werden zu iterativen (s. oben) Ereignismengen, in denen sich die Ereignisse in dauerndem Wandel gegenseitig bedingen, aber nicht mehr exhaustiv eruierbar sind.

## 6. Eine Neuformulierung von Begriffen und Zeichen

Die Rezeptionsästhetik kehrte in der Literaturwissenschaft überkommene Sichtweisen um: Nicht mehr las der Rezipient einen Sinn aus einem Text heraus, sondern in ihn hinein. Sinn, Bedeutung, Inhalt liegen nicht *in* einem Zeichen, z. B. einem Wort oder Text. Wort, Text usw. „haben“ keine Bedeutung. Bedeutungen usw. „werden“. Fallspezifisch. Zumindest zunächst. Momentaneität lässt keine Dauer zu.

Das muss dann eben auch für Begriffe gelten. Sie werden im Moment ihres Gebrauchs. Das wird einsichtig, wenn man Begriffe holistisch sieht, mit ihren Konnotationen und möglicherweise auch Assoziationen als aktivierten Verwandtschaften mit anderen Begriffen. (Vgl. dazu demnächst Vermeer 2003b.) Konnotationen und Assoziationen entstehen und vergehen momentan oder, falls komplex, was zumeist der Fall sein dürfte, zumindest in kurzer Zeit.

Nicht anders ergeht es den Zeichen. Zeichen verstehe ich nicht als Repräsentanten von etwas, wie man oft noch liest, sondern als Indikatoren für etwas (zunächst fallspezifisch) Gemeintes. – Ein Wegweiser „ist“ kein Zeichen. Wer eine Tafel als Wegweiser aufstellt oder wer eine Tafel als Wegweiser versteht (interpretiert), konstituiert damit etwas in gegebener (angesichts des steten Wandels jeder Bewegung) momentaner Situation als zeichenhaft Gemeintes. Dieselbe Tafel kann im Keller verrostet; dann ist sie kein Zeichen. Sie kann dann dennoch als „ehemaliger Wegweiser“ aufgefasst und *damit* zu einem Zeichen „ehemaliger Wegweiser“ werden. (Vgl. oben die „itérabilité“.)

Auch die Saussure'sche (1916) Dichotomie von Zeichenform und Zeicheninhalt (s. oben) wird aufgegeben. – Ein Wegweiser besteht nicht aus einer materiellen Form plus einem ideellen Inhalt; eine Tafel wird zu einem Wegweiser als Indikator für einen einzuschlagenden Weg, sobald sie jemand als solchen intendiert (z. B. aufstellt) oder jemand (z. B. ein Vorübergehender) sie als solchen annimmt (interpretiert). Zeichen können durch Iteration konventionell werden, d. h., sie werden als solche im Gedächtnis gespeichert und brauchen nicht jedes Mal neu zu entstehen. Allerdings ist die oben beschriebene Variabilität der Iteration zu beachten. – Auch ideelle Phänomene (die allemal auf physischer Grundlage beruhen) können Zeichen werden. (Sobald mir das Wort *Uhr* einfällt, kann ich daran erinnert werden, dass ich morgen früh aufstehen, also den Wecker stellen muss. Der Gedanke *Uhr* wird mir zum Zeichen, dass der Wecker zu stellen ist.)

Das über Zeichen und Begriffe Gesagte gilt bei holistischer Auffassung, die Konnotationen und Assoziationen einbezieht.

Die Momentaneität von Prozessen und Ereignissen (auch innerhalb von Systemen), die kein unverändertes Andauern erlaubt, macht noch ein Weiteres klar: Texte werden nicht „trans-latiert“; Translate werden aus der Verarbeitung von Stimuli, die als aus einem Ausgangstextem hervorgehend aufgegriffen werden. Künstler schaffen dann Kunstwerke, Handwerker (z. T. großartiges) Handwerk; Stümper und Stümpereien gibt es auch.

Und noch eine „Lerne“ aus eigener Erfahrung: Kein Lehrer kann lehren; jeder kann stimulieren (Anreize geben).

### Fazit:

Wozu führen die obigen Überlegungen? Meiner Ansicht nach zu einer „unkonventionelle(re)n“ Auffassung von Translation. Translation „ist“ dann nicht mehr die Über-tragung von Ausdrücken (Wörtern, Phrasen, Sätzen) aus einem in einer Einzelsprache abgefassten Ausgangstext in (in welchem Sinn auch immer äquivalente) Ausdrücke einer anderen Einzelsprache, sondern Ausdruck einer kreativen Interpretation einer von einem (Ausgangs-)Textem (vgl. Vermeer 1990) aufgenommenen Stimulusmenge in einer im Vergleich zum Ausgangstext(em) heterogenen Form. (Mit dieser Formulierung versuche ich auch Jakobsons „intra-lingualer“ und „semiotischer“ Übersetzung neben der „interlingualen“ einen Platz zu schaffen, zugleich aber über deren Sprachgebundenheit hinauszugehen.) Translation nähert sich der intra- und interlingualen Intertextualität – oder besser noch: der homo- und heterokulturellen Interaktion (vgl. oben zu Nonverbalität) – an. Die Nähe oder Ferne zur Intertextualität/Interaktion ist dann Verhandlungssache für den Translator im Rahmen des Holz-Mänttärtschen translatorischen Handelns mit der Forderung nach Argumentation, d. h. Aushandlung von Zielen und dazu führenden Strategien.

## Literatur

- Ammann, Margret (1990): Anmerkungen zu einer Theorie der Übersetzungskritik und ihrer praktischen Anwendung; in: TEXTconTEXT 5, 209-250.
- Ammann, Margret (1993): Das bekannte Bild einer fremden Kultur – ein Textvergleich; in: TEXTconTEXT 8, 63-79.
- Austin, J. L. (1962): How to do things with words; Oxford: Oxford University Press.
- Bahadır, Şebnem (2000): Von natürlichen Kommunikationskrücken zu professionellen Kommunikationsbrücken (Reflexionen zum Berufsprofil und zur Ausbildung professioneller Dolmetscher im medizinischen, sozialen und juristischen Bereich); in: TEXTconTEXT 14 = NF 4, 211-229.
- Benjamin, Walter ([1923] 1972): Gesammelte Schriften, Bd. 4.1: Kleine Prosa. Baudelaire-Übertragungen, hg. v. Tillman Rexroth; Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw 934).
- Best, Joanna + Kalina, Syliva (Hgg.) (2002): Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe; Tübingen – Basel: Francke (= UTB 2329).
- Borges, Jorge Luis (<sup>17</sup>1990): Pierre Menard, autor del *Quijote*; in: Borges, Jorge Luis: Ficciones; Madrid: Alianza Editorial, 47-59. – Deutsch: Borges, Jorge Luis (<sup>7</sup>1994): Pierre Menard, Autor des *Quijote*; in: Borges, Jorge Luis: Fiktionen [übers. v. Karl August Horst + Wolfgang Luchting + Gisbert Haefs]; Frankfurt a. M.: Fischer, 35-45.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache; Jena: Fischer.
- Cobley, Paul (ed.) (1996): The communication theory reader; London – New York: Routledge.
- Damasio, Antonio R. (1994): Descartes' error. Emotion, reason and the human brain; New York: Grosset-Putnam. – Deutsch: Damasio, Antonio R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn [übers. v. Hainer Kober]; München: Deutscher Taschenbuch Verlag (= dtv 30587).
- Damasio, Antonio R. (1999): The feeling of what happens. Body and emotion in the making of consciousness, New York: Grosset-Putnam. – Deutsch: Damasio, Antonio R. (2000): Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins [übers. v. Hainer Kober]; München: Deutscher Taschenbuch Verlag (= dtv 33029).
- Dedecius, Karl ([1999] 2002): Die Kunst der Übersetzung; Berlin: Logos.
- Delisle, Jean + Lafond, Gilbert (2002): Histoire de la traduction – History of translation; Ottawa: Université d'Ottawa [CD-rom].
- Derrida, Jacques (1988): Limited Inc; Evanston Ill.: Northwestern University Press. – Deutsch: Derrida, Jacques (2001): Limited Inc [übers. v. Werner Rapp]; Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques: Qu'est-ce qu'une traduction „relevante“? in: Quinzièmes assises de la traduction littéraire (Arles 1998); Paris: Actes Sud (1999), 21-48. – S. Venuti 2001.
- Duden (<sup>2</sup>1989). Deutsches Universalwörterbuch; Mannheim – Wien – Zürich: Dudenverlag.
- Fillmore, Charles J. (1977): Scenes-and-frames semantics; in: Zampolli, A. (ed.) (1977): Linguistic structure processing; Amsterdam: Benjamins, 55-81.
- Freihoff, Roland (1991): Funktionalität und Kreativität im Translationsprozeß; in: Erikoiskielet ja käännösteoria (LSP and Theory of Translation). VAKKI-seminaari XI. Vöyri 9.-10.2.1991; Vaasa: Vaasan yliopisto, 36-45.
- García, Dámaso López (ed.) (1996): Teorías de la traducción: Antología de textos; Cuenca: Ediciones de la Universidad de Castilla-La Mancha.
- GDW = Grimm 1984.
- Göhring, Heinz (1978): Interkulturelle Kommunikation: Die Überwindung der Trennung von Fremdsprachen- und Landeskundeunterricht durch einen integrierten Fremdverhaltensunterricht; in: Kongreßberichte der 8. Jahrestagung der GAL; Stuttgart: Hochschulverlag, 4.9-14.
- Göhring, Heinz (1980): Deutsch als Fremdsprache und interkulturelle Kommunikation; in: Wierlacher, Alois (Hg.): Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie I; München: Fink, 70-90.

- Goodenough, Ward H. (1964): Cultural Anthropology and linguistics; in: Hymes, Dell (ed.): Language in culture and society. A reader in linguistics and anthropology; New York etc.: Harper & Row, 36-39.
- Grimm, Jacob + Grimm, Wilhelm (1854-1954): Deutsches Wörterbuch; Leipzig: Hirzel. – Repr. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1984 (= dtv 5945).
- Halliday, Michael A. K. (1973): Explorations in the functions of language; London: Edward Arnold.
- Halliday, Michael A. K. + Hasan, Ruqaiya (1985): Language, context and text: Aspects of language in a social-semiotic perspective; Geelong: Deakin University Press.
- Hermans, Theo (1999): Translation in systems. Descriptive and system-oriented approaches explained; Manchester: St. Jerome (= Translation Theories Explained 7).
- Holz-Mänttari, Justa (1984): Translatorisches Handeln. Theorie und Methode; Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia (= Annales Academiae Scientiarum Fennicae B 226).
- Holz-Mänttari, Justa (1996): Evolutionäre Translationstheorie; in: Riedl + Delpo, 306-332. – Repr. in: TEXTconTEXT 15.2, 2001, 245-281.
- House, Juliane (2002): Möglichkeiten der Übersetzungskritik; in: Best + Kalina 2002, 101-109.
- Jauß, Hans-Robert (1967): Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft; Konstanz (= Konstanzer Universitätsreden 3).
- Kade, Otto (1963): Aufgaben der Übersetzungswissenschaft. Zur Frage der Gesetzmäßigkeit im Übersetzungsprozeß; in: Fremdsprachen 7.2, 83-94.
- Kermani, Navid (2000): Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran; München: Beck.
- Koller, Werner (<sup>3</sup>1997): Einführung in die Übersetzungswissenschaft; Heidelberg – Wiesbaden: Quelle & Meyer (= UTB 819).
- Löwe, Barbara (2002): Translatorische Kulturkompetenz: Inhalte – Erwerb – Besonderheiten; in: Best + Kalina 2002, 148-161.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie; Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft; Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Menge, Hermann (<sup>13</sup>1955): Menge-Güthling – Enzyklopädisches Wörterbuch der griechischen und deutschen Sprache; Berlin-Schöneberg: Langenscheidt.
- Nida, Eugene A. (1947): Bible translating. An analysis of principles and procedures, with special reference to aboriginal languages; Philadelphia: American Bible Conference Association.
- Nord, Christiane (1986): „Treue“, „Freiheit“, „Äquivalenz“ – oder wozu brauchen wir den Übersetzungsauftrag? in: TEXTconTEXT 1, 30-47.
- Nord, Christiane (1989): Loyalität statt Treue. Vorschläge zu einer funktionalen Übersetzungstypologie; in: Lebende Sprachen 34.3, 100-105.
- Nord, Christiane (1990f): Übersetzen lernen – leicht gemacht. Ein Kurs zur Einführung in das professionelle Übersetzen aus dem Spanischen ins Deutsche, 2 Bde.; Heidelberg: Selbstverlag (= th 5).
- Nord, Christiane (1991): Scopos, loyalty, and translational conventions; in: Target 3.1, 91-109.
- Nord, Christiane (1993): Einführung in das funktionale Übersetzen. Am Beispiel von Titeln und Überschriften; Tübingen – Basel: Francke (= UTB 1734).
- Nord, Christiane (1994): Traduciendo funciones; in: Albir, Amparo Hurtado (ed.): Estudios sobre la traducción; Castelló: Universitat Jaume I (= Biblioteca de la Universitat Jaume I: Col·lecció „Estudis sobre la Traducció“ 1), 97-112.
- Pöhhacker, Franz (2000): Dolmetschen – ein Kinderspiel? Eine klinische Fallstudie; in: TEXTconTEXT 14 NF 4, 153-179.
- Prunč, Erich (1997): Versuch einer Skopostypologie; in: Grbić, Nadja + Wolf, Michaela (Hgg.): Text – Kultur – Kommunikation. Translation als Forschungsaufgabe. Festschrift aus Anlaß des 50-jährigen Bestehens des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz; Tübingen: Stauffenburg (= Studien zur Translation 4), 33-52.

- Prunč, Erich (2001): Einführung in die Translationswissenschaft, Bd. 1: Orientierungsrahmen; Graz: Institut für Translationswissenschaft.
- Reiß, Katharina (1971): Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen; München: Hueber (= Hueber Hochschulreihe 12).
- Reiß, Katharina + Vermeer, Hans J. (1984): Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie; Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 147). – <sup>2</sup>1991. – Spanisch (1996): Fundamentos para una teoría funcional de la traducción [übers. v. Heidrun Witte + Sandra García Reina + Celia Martín de León]; Madrid: Akal.
- Riedl, Rupert + Delpos, Manuela (Hgg.) (1996): Die Evolutionäre Erkenntnistheorie im Spiegel der Wissenschaften; Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Robinson, Douglas (s. a.): The tropics of translation – Käätämissen kääntöpiirit; [unveröff. Ms.].
- Robinson, Douglas (1991): The translator's turn; Baltimore – London: The John Hopkins University Press (= Parallax).
- Robinson, Douglas (1997): Western translation theory from Herodotus to Nietzsche; Manchester: St. Jerome.
- Salevsky, Heidemarie (2002): Translationswissenschaft. Ein Kompendium; Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Santoyo, Julio César (1996): Bibliografía de la traducción en español, catalán, gallego y vasco; León: Universidad de León.
- Saussure, Ferdinand ([1916] <sup>5</sup>1960): Cours de linguistique générale, ed. Charles Bally + Albert Sechehaye + Albert Riedlinger; Lausanne – Paris: Payot. – Engler, Rudolf (Hg.) (1967-1974): Ferdinand de Saussure. Cours de linguistique générale, édition critique; Wiesbaden: Harrassowitz. – Deutsch: Saussure, Ferdinand (<sup>2</sup>1967): Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft [übers. v. Hermann Lommel]; Berlin: de Gruyter.
- Schleiermacher, Friedrich ([1813; 1838] 1973): Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens; in: Störig, Hans Joachim (<sup>2</sup>1973): Das Problem des Übersetzens; Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Wege der Forschung 8), 38-70.
- Schopp, Jürgen (2000): Die vergessenen ÜbersetzerInnen; in: TEXTconTEXT 14 = NF 4, 131-147.
- Searle, John R. (1969): Speech acts: An essay in the philosophy of language; Cambridge: University Press.
- Vannerem, Mia + Snell-Hornby, Mary (1986): Die Szene hinter dem Text: „scenes-and-frames semantics“ in der Übersetzung; in: Snell-Hornby (Hg.) (1986): Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung. Zur Integrierung von Theorie und Praxis; Tübingen: Francke (= UTB 1415), 184-205. – <sup>2</sup>1994.
- Venuti, Lawrence (1995): The translator's invisibility: A history of translation; London – New York: Routledge.
- Venuti, Lawrence (ed.) (2000a): The translation studies reader; London – New York: Routledge Venuti.
- Venuti, Lawrence (2000b): Translation, community, utopia; in: Venuti (2000a), 468-488.
- Venuti, Lawrence (2001): Introduction [und Übersetzung von Derrida 1999]; in: Critical Inquiry 27, 169-200.
- Vermeer, Hans J. (1972): Allgemeine Sprachwissenschaft. Eine Einführung; Freiburg i. Br.: Rombach.
- Vermeer, Hans J. (1978a): Ein Rahmen für eine allgemeine Translationstheorie; in: Lebende Sprachen 23.3, 99-102.
- Vermeer, Hans J. (1978b): Sprache und Kulturanthropologie. Ein Plädoyer für interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Fremdsprachendidaktik; in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 4, 1-21.
- Vermeer, Hans J. (1983): Aufsätze zur Translationstheorie; Heidelberg: Selbstverlag.
- Vermeer, Hans J. (1990): Text und Textem; in: TEXTconTEXT 9, 1990, 108-114.

- Vermeer, Hans J. (<sup>3</sup>1992a): Skopos und Translationsauftrag – Aufsätze; Frankfurt a. M.: IKO (= thw 2).
- Vermeer, Hans J. (1992b): Skizzen zu einer Geschichte der Translation, 2 Bde.; Frankfurt a. M.: IKO (= thw 6).
- Vermeer, Hans J. (1996): A skopos theory of translation (Some arguments for and against); Heidelberg: TEXTconTEXT (= TEXTconTEXT Wissenschaft 1).
- Vermeer, Hans J. (2000): Das Übersetzen in Renaissance und Humanismus (15. und 16. Jahrhundert), Bd. 2: Der deutschsprachige Raum. Literatur und Indices; Heidelberg: TEXTconTEXT (= TEXTconTEXT Wissenschaft 7).
- Vermeer, Hans J. (2003a): Versuch einer translatologischen Theoriebasis; [demnächst].
- Vermeer, Hans J. (2003b): A somewhat new concept of concepts and signs (and their implications for translating); Reykjavík [demnächst].
- Vermeer, Hans J. + Witte, Heidrun (1990): Mögen Sie Zistrosen? Scenes & frames & channels im translatorischen Handeln; Heidelberg: Groos (= TEXTconTEXT Beiheft 3).
- Weber, Max (<sup>4</sup>1947): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 3 Bde.; Tübingen: Mohr.
- Whitehead, Alfred North (1978): Process and reality. An essay in cosmology. Gifford Lectures delivered in the University of Edinburgh during the session 1927-28. Corrected and ed. by David Ray Griffin + Donald W. Sherburne; New York: Free Press.
- Wilss, Wolfram (1977): Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden; Stuttgart: Klett.
- Witte, Heidrun (2000): Die Kulturkompetenz des Translators. Begriffliche Grundlegung und Didaktisierung; Tübingen: Stauffenburg (= Studien zur Translation 9).